

A black and white portrait of a woman, Eva Pregla, looking slightly to the left with a gentle smile. She has dark, wavy hair and is wearing a dark top with a striped collar and a necklace with a cross pendant.

EVA PREGLA

Gott sei Dank

EIN LEBEN ZWISCHEN
KIRCHE, SOZIALISMUS
UND SUCHTHILFE



ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

BeBra Verlag

Eva Pregla

Gott sei Dank

Ein Leben zwischen Kirche,
Sozialismus und Suchthilfe

BeBra Verlag

Inhalt

Prolog.....	7
Teil 1: Wurzeln	
Grundsteine einer Familienenklave.....	13
Unter den Augen des Generals	26
Ein ungleiches Paar.....	30
Meine ersten Lebensjahre.....	39
Familienleben auf dem Hortwinkel	42
Teil 2: Wirren	
Politische Fronten.....	57
Krieg.....	60
Bomben auf Rüdersdorf.....	73
Flucht.....	76
Rückkehr.....	81
Neuanfang.....	90
Teil 3: Widersprüche	
Zurück auf die Schulbank	99
Wendepunkt Jugendkreis.....	108
Ziehsohn mit 17	120
Intermezzo EOS.....	130
Lehrjahre zur Finanzbuchhalterin	132
17. Juni 1953 in Rüdersdorf.....	151
Der schnelle Aufstieg in der Konsumgenossenschaft ...	153
Teil 4: Erweckung	
Die Malche – Aufbruch in eine neue Welt	165
Von der Berufung zum Beruf.....	181
Nach Potsdam.....	185
In den Hafen der Ehe.....	188

Teil 5: Mission

Trinkerrettung statt Pfarrstellenidylle.	205
Hans-Michael Sander erzählt: Pastor Pregla ebnete mir den Weg.	217
Die Entwicklung des Suchtgefährdetendienstes	228
Vorurteile.	238
Dritte Liebe – eine Zerreißprobe zwischen Suchthilfe und Familie.	240
Meine Kinder Reinhard und Ruth.	247
Der lange Arm der Staatssicherheit: Dr. Rademacher und Rechtsanwalt Schnur.	255

Teil 6: Zäsuren

Hauskauf, Finanznöte und ein unverhofftes Geschenk .	263
Provinzialität statt Visionen – die CDU in Kleinmachnow.	274
Revolution von 1989.	276
Aufbruch und Niedergang.	286
Besitz, auf dem (k)ein Segen liegt?	294
Ruhestand.	297

Epilog	299
---------------------	-----

Anhang

Danksagung.	302
Bildquellen.	303

Prolog

Mein Leben und das meiner Familie spielte sich unter vielerlei politischen Verhältnissen ab. Das Deutsche Kaiserreich prägte meine Urgroßeltern und Großeltern, während der Weimarer Republik entfalteten kommunistische Bestrebungen ihre Anziehungskraft auf meinen Vater, ich selbst wuchs im Nationalsozialismus auf und erlebte das Kriegsende mit seiner Zerstörung und Demoralisierung. In der harten Nachkriegszeit fand ich im christlichen Jugendkreis Orientierung. Als Lehrling und Finanzbuchhalterin in der Konsumgenossenschaft wollte ich beim Aufbau des Landes mithelfen. Wir erlebten die Teilung Deutschlands und richteten uns in der sozialistischen Diktatur ein, in der das Bildungs- und Gesundheitswesen deutlich besser waren als heute in der sozialen Marktwirtschaft.

Simplex Schwarz-Weiß-Denken, bornierte Dogmatik um ihrer selbst willen gar, wurden mir nicht in die Wiege gelegt. Ich komme aus einem Haushalt mit Widersprüchen, die ich früh auszuhalten, eher noch fruchtbar zu machen lernte. Von Kindesbeinen an war mir die eigene Familie bestes Beispiel dafür, dass unterschiedliche Herkunft und Prägung ebenso zu Konflikten führen, wie das Zusammenleben bereichern können.

Die biografischen Hintergründe meiner Eltern konnten unterschiedlicher nicht sein: Die Familie meiner Mutter bestand aus selbstbewussten Kaufleuten und Selbstständigen, die meines Vaters stammte aus den Masuren, war umgesiedelt und gehörte zur armen Arbeiterklasse. Unterschiedliche Ansichten zu Wirtschaft und Politik führten im Verwandtenkreis regelmäßig zu Spannungen. Mein Vater blieb trotz seiner Fähigkeiten und seines Engagements ein Außenseiter. Trotzdem prägte Achtung voreinander unser Zusammenleben. Bei allen Gegensätzen respektierten wir einander; »Familie« wurde bei uns großgeschrieben.

Darüber hinaus hat das Kümern um Schwache und Ausgegrenzte eine lange Tradition bei uns. Über Generationen hinweg waren Pflegekinder Teil der Familie. Wir verinnerlichten, dass es

ein Gewinn war, jemanden aufzunehmen, der ansonsten allein und schutzlos geblieben wäre. Wir bekamen Liebe und Dankbarkeit zurück. »Arme Bedürftige gibt es allezeit!« sagt Jesus, und unsere Familie – ob christlich oder nicht – fühlte sich stets berufen, denjenigen am Rand der Gesellschaft zu helfen. Ausdruck dieser Berufung war nicht zuletzt meine und die Arbeit meines Mannes im Suchtgefährdetendienst.

In meiner Familie wurde viel erzählt. An der Kaffeetafel meiner Großmutter Hedwig, in den Liegestühlen des elterlichen Gartens und selbst im Bunker und engen Quartieren während des Zweiten Weltkrieges. In meiner Kindheit gab es kein Fernsehen, kaum Radio und nur selten Zeitungen. Stattdessen lauschte ich den Anekdoten der Erwachsenen aus vergangenen Zeiten. Eine kleine Gartenbank gleich neben dem Hauseingang meines Elternhauses lud zum Verweilen und Schwatzen ein. Meine Großmutter Hedwig verschnaufte häufig auf dem Rückweg vom Plumpsklo auf dieser Bank. Ich gesellte mich gern zu ihr. An lauen Sommerabenden ließen wir uns vom klaren Sternenhimmel verzaubern. Großmutter zeigte mir den Wagen, den Großen Bären, die flackernde Milchstraße. Sie mutmaßte, das Flackern wären die Grüße der Verstorbenen, nur um gleich darauf festzustellen, dass das nicht stimmen konnte. Wie hätten die Seelen all der Verstorbenen über Jahrhunderte dort oben Platz finden können? Während unsere Blicke am Walnussbaum vorbei zum angrenzenden Wald schweiften, hörte ich Großmutters Reden über kleine Alltäglichkeiten und große Lebensereignisse, lauschte Geschichten über die Höhen und Tiefen des Lebens. Der Mond, mal voll, mal halb, mal nur als Sichel zu sehen, spiegelte uns in seiner permanenten Veränderung das Leben.

Großmutter war fasziniert von der Unendlichkeit des Universums. Tief in ihrem Denken war die Vorstellung von Gott als dessen Schöpfer verankert. Beim Anblick der funkelnden Sterne dachte sie über das Leben nach dem Tod nach. Eben wegen des Platzproblems bezweifelte sie aber, dass alle Menschen auferstehen und das ewige Leben finden könnten. War es spät geworden, riss uns meine Mutter aus derlei Schwelgereien und rief aus der Küche: »Macht mal Schluss, Eva muss schlafen.«



*Oma Hedwigs und mein Platz zum Philosophieren auf der Bank hinterm Haus:
Hier sitzt zu meiner Hochzeit meine Schwiegermutter (3.v.l.) neben Oma auf der
Bank, Juli 1967.*

Ich bedauere, die Gespräche mit meiner Großmutter nicht in einem Tagebuch festgehalten zu haben. Längst bin ich selbst Großmutter und unterhalte mich mit meinen eigenen Enkeln. Wie alle Kinder begannen auch sie irgendwann, Fragen zu stellen. Es war aufregend zu hören, was sie dachten, und ich erzählte ihnen, wie ich gelebt hatte. Dass ich in eine Zeit hineingeboren worden war, in die der kommende Krieg bereits seine Schatten warf. Wie ich im Krieg Entbehrung und Verlust, Zusammenbruch und Wiederaufbau erlebte.

Während ich in meinen Erinnerungen kramte, wurde mir bewusst: Viele Einzelheiten unserer Familiengeschichte kann einzig ich noch aus eigenem Erleben schildern. Darum schreibe ich dieses Buch, auch wenn mich die Sorge begleitet, jemandem Unrecht zu tun oder Dinge falsch zu deuten.

Wie erzählt man ein Leben, das fast ein Jahrhundert umspannt? Was ist wichtig, was sollte ungesagt bleiben?

Ich möchte etwas weitergeben. Erzählen, ohne zu urteilen, verstehen, ohne zu verurteilen. Ich schaffte mir die innere Freiheit, meinen eigenen Weg zu gehen. Auf den folgenden Seiten berichte ich, wohin er mich führte.

TEIL 1

Wurzeln

Grundsteine einer Familienenklave

Meine wagemutige Urgroßmutter Anna war etwa 20 Jahre alt, als sie in den 1880er-Jahren regelmäßig mit dem Zug von Oberschlesien Richtung Brandenburg fuhr, wo sie in Heimarbeit hergestellte Leinwand verkaufte und gleichzeitig neue Bestellungen aufnahm. Der kleine Zuverdienst zum Lohn des Vaters aus der Landwirtschaft war der Familie mit sieben Kindern mehr als willkommen. In ihrer Reisetasche trug Anna ein großes Musterbuch mit besonders schönen Stoffen, die sie zusammen mit ihrer Mutter auf einem alten Webstuhl fertigte: Servietten, Handtücher und Bettwäsche mit aufwendigen Ornamenten und Initialen. Aussteuer für Töchter aus besserem Hause, die Anna Hunderte Kilometer von ihrem Heimatort entfernt auslieferte. Sie hatte Kontakte bis nach Berlin, wo Freundinnen aus Schlesien als Hausmädchen arbeiteten.

Als Handelsreisende übernachtete Anna in Gastwirtschaften, in denen auch Soldaten verkehrten. So lernte sie 1883 meinen Urgroßvater Friedrich Trischel kennen. Der junge Friedrich diente im Brandenburgischen Füsilier-Regiment der preußischen Armee. Bei einer Kaisertreuen wie meiner Urgroßmutter genoss er automatisch hohes Ansehen. In seinem blauen Uniformrock mit den roten Ärmelaufschlägen, den Schulterstücken und der Pickelhaube auf dem Kopf gefiel ihr Friedrich Trischel sofort und offensichtlich verschwand sie mit ihm auch aufs Zimmer. Zurück in der Heimat bemerkte sie eine Schwangerschaft.

Ein uneheliches Kind hätte im katholischen Oberschlesien als Schande gegolten, weshalb Anna nach ihrer »Bekanntschaft« in Brandenburg suchte. Sie wusste, dass der junge Soldat Trischel hieß und aus Rüdersdorf östlich von Berlin stammte. Sie nahm an, dass er Bauer war. Im Amtsgericht Rüdersdorf erhielt sie allerdings die Auskunft, dass es keinen »Buur Trischel« gäbe, dafür aber einen Bergmann Trischel. Anna fand ihren »Buur Trischel« in den Rüdersdorfer Kalkwerken wieder. In Rüdersdorf lebte er zusammen mit seinen Eltern, zwei Brüdern und drei Schwes-



Meine Uurgroßeltern Josefine (1820–1892) und Josef Hering (1820–1895) lebten in Dürr Kunzendorf bei Ziegenhals in Schlesien. Josef Hering war Landwirt.

tern. Friedrich wählte die anständigste Lösung und heiratete die schwangere Anna. Sie blieb bei ihm und sollte ihre Eltern und Geschwister nur noch selten sehen.

Die einheimischen Rüdersdorfer Frauen begegneten Fremden gehässig. Sie machten Anna das Leben schwer. Das Wasserholen wurde zur Tortur. Wasserleitungen gab es noch nicht. Wie die anderen Frauen schleppte Anna es in Eimern vom Brunnen, der »Pitte«, nach Hause. War sie mit dem Schöpfen an der Reihe, beschimpften die Frauen sie oder stießen gar ihre Eimer um. »Schlesische, gah hen, wo du herkommen büst.«

Solche Schikanen hielten Anna nicht davon ab, in Rüdersdorf Fuß zu fassen. Ihre geschäftstüchtige und beherzte Art, Dinge anzugehen, muss den Neid einiger Rüdersdorfer geweckt haben. Mit ihrem Ersparten und einem von einer Rüdersdorferin pri-



Meine Urgroßeltern Anna Trischel, geborene Hering, und Friedrich Trischel. Friedrich stammte aus Rüdersdorf östlich von Berlin.

vat gewährten Kredit kauften Friedrich und sie 1900 ein Haus in der Kurfürstenstraße 13. Zwar blieb Anna der Frau keine Rate schuldig, doch das Geld wurde in den Zwanzigerjahren durch die Inflation entwertet. Meine Urgroßmutter blieb dabei, nur die vereinbarten Raten zu zahlen, ohne den Nachteil der Kreditgeberin zu bedenken, wie ich viele Jahre später von meiner Großmutter erfuhr. Wir fragten uns deshalb, ob auf diesem Haus ein Segen oder ein Fluch lag.

Das neue Haus meiner Urgroßeltern stand knapp zwei Kilometer von Rüdersdorf entfernt auf dem Hortwinkel, einer abgeschiedenen Ecke nahe dem Wald. Hier hatte König Friedrich II. Mitte des 18. Jahrhunderts Doppelhäuser für invalide Soldaten aus dem Siebenjährigen Krieg errichten lassen, zu denen jeweils etwas Ackerland und Wiese gehörte, damit die

Bewohner sich und ihre Tiere selbst versorgen konnten. Diese Häuser waren durch Losverfahren an die Soldaten vergeben worden.

Mit dem Kauf des Hauses legten meine Urgroßeltern den Grundstein für eine Familienklave auf dem Hortwinkel. Es verfügte über vier kleine Wohnungen, von denen Anna und Friedrich anfangs drei vermieteten. Jede Wohnung bestand aus einem größeren und einem halben Zimmer sowie einer Küche und einer gemeinsam genutzten Waschküche im Keller. Die Toiletten befanden sich hinter dem Haus. Das größere Zimmer meiner Urgroßeltern, die gute Stube, lag nach vorn mit Blick auf die Straße, das halbe Zimmer nach hinten mit Blick in den Garten. Es war so eng, dass kein Ehebett hineinpasste. Deshalb standen zwei Betten hintereinander. Bis die Kinder kamen, diente das halbe Zimmer als Schlafstube.

Eines Tages las Anna beim Amtsgericht einen Aushang, auf dem nach einer Pflegefamilie für ein sechs Monate altes Baby gesucht wurde. Durch das Gerede der Leute im Ort erfuhr sie, warum kein Rüdersdorfer das Mädchen zu sich nehmen wollte: Die Tochter des Bezirksschornsteinfegers Remschel hatte es unehelich zur Welt gebracht und verschwieg beharrlich, wer der Vater des Kindes sei. Die Leute vermuteten, es sei ein Freund des Schornsteinfegers, ein Tischler. Aus Wut über ihr Schweigen und die Schande, die ihre Tochter der Familie gebracht hatte, ächteten und bedrängten der Schornsteinfeger sowie die Behörden die junge Frau, bis sie in die Eberswalder Nervenklinik eingeliefert werden musste und dort kurze Zeit später verstarb. Das Baby jedoch lebte und erinnerte den Schornsteinfeger an den Skandal um seine Tochter. Er wollte das Kind aus den Augen haben und vergessen. Ein Bezirksschornsteinfeger stellte nun aber eine Autorität dar, von deren Wohlwollen die Leute abhingen. Niemand wollte den Groll des Mannes auf sich ziehen. Deshalb traute sich kein Rüdersdorfer, das kleine Mädchen aufzunehmen. Sein Schicksal, gebrandmarkt und verstoßen, muss Anna an die umgekippten Eimer an der Pitte und an die Schikanen erinnert haben, denen sie im Ort ausgesetzt gewesen war. Friedrich und sie wurden schnell

einig, das Kind in Pflege zu nehmen. So bekam die kleine Marta Remschel ein Zuhause.

Die Rüdersdorfer ließen Marta spüren, dass sie unerwünscht war. Immer wieder mussten meine Urgroßeltern sie vor Ungechtigkeiten beschützen. Einmal wollte sie der Lehrer trotz guter Leistungen in der Schule nicht versetzen. Mein Urgroßvater stellte den Mann zur Rede. Als dieser behauptete, sie hätten keinen Platz für Marta, entgegnete Friedrich unmissverständlich: »Und wenn sie auf der Kohlenkiste hockt – Marta wird versetzt!«. Er blieb eisern und man entsprach schließlich seinem Wunsch. Das Mädchen wurde in der Schule nicht mehr ausgegrenzt. Friedrich hielt große Stücke auf Marta. »Wenn Marta fast gar nichts hat, sie macht trotzdem was daraus«, lobte er sie. Aus dem geächteten Mädchen entwickelte sich eine selbstbewusste und schicke Frau. Marta war stets mit dem letzten Modepiff vertraut und schlenderte gern mit ihrer Pflegeschwester Hedwig durchs Dorf, sodass man ihr hinterherraunte: »Da kommt die feine Dame von Trischels!«

Meine Urgroßeltern behandelten Marta wie ihr eigenes Kind, auch im Testament. Als sie uns viele Jahre später in Rüdersdorf besuchte – durch die Kriegswirren hatte es sie nach Frankfurt am Main verschlagen –, fragte ich sie, warum sie nicht wie alle anderen Westdeutschen nach Italien reiste. »Ach, ich komme viel lieber nach Rüdersdorf«, winkte Marta ab. »Hier kann ich mit Hedwig und Richard auf der Veranda sitzen und mir die Leute anschauen. Richard fährt mit dem Hühnerschreck zum Bäcker und holt frische Brötchen, die ich mit dem köstlichen Honig vom Franz esse. Das ist mein Paradies!« Der Hühnerschreck war ein Fahrrad mit Motor; zu Opa Richards Zeiten waren diese Mofas sehr üblich. Bis ins hohe Alter blieb Marta glücklich, zu dieser Familie zu gehören, für die sie wiederum ein Segen war.

Meine Urgroßeltern führten eine einmütige und gutherzige Ehe. Sie bekamen vier Kinder: Ihr erster Sohn Paul verstarb als Baby, es folgten Hedwig, Wilhelm und Richard. Schon anhand der Namen, die Anna für ihre Kinder auswählte, lässt sich erahnen, wie kaisertreu und wie tief verbunden sie dem katholischen Glauben und ihrer Heimat Schlesien war.



Meine Großmutter Hedwig Regina Johanna Richter, geborene Trischel

Hedwig, deren Name an die Heilige Hedwig von Schlesien erinnerte, hatte ihren eigenen Kopf. Ihre Mutter gab sie als Hausmädchen bei der Witwe eines Obersteigers aus dem Bergwerk in Stellung. Sie fand, ihre Tochter könnte dort viel lernen. Die Stellung entsprach jedoch ganz und gar nicht Hedwigs Vorstellungen: Treppen putzen, einholen, abspülen und einer alten Dame vorlesen, das langweilte die Siebzehnjährige. Obwohl sie ihre Mutter damit enttäuschte, kündigte sie und arbeitete lieber in der Rüdersdorfer Hutfabrik. Dort verzierte sie in Mode gekommene große Hüte mit breiter Krempe, Federn, Spitze, Schnüren und Blumen. Die Hüte mit aufwendigem Putz zu schmücken, gefiel Hedwig, auch wenn sie sich selbst nur selten einen solchen Hut leisten konnte. Fuhr sie mit der Eisenbahn zu ihrem Bruder Wilhelm nach Berlin, beobachtete sie, wie die Damen im Zugabteil ihre Köpfe zur Seite neigen mussten, damit zwei Hüte nebeneinander Platz fanden. Eine ihrer Hutschachteln aus dieser Zeit verwahre ich noch sorgsam auf.

Wilhelm, der älteste Sohn meiner Urgroßeltern, entschied sich für eine kaufmännische Laufbahn. Gemeinsam mit seiner Frau

Marie, für uns nur »Tante Mariechen«, führte er im Nordwesten Berlins zwei Lebensmittelgeschäfte. In der Rathenower Straße verkauften sie Kolonialwaren wie Kaffee, Tabak, Reis, Kakao, Gewürze und Tee, in der Dortmunder Straße boten sie ein breites Sortiment an Gemischtwaren für den täglichen Bedarf an.

Onkel Wilhelm und Tante Mariechen kamen oft nach Rüdersdorf zu Besuch. Sie fuhren mit dem Auto vor und brachten neue Ideen mit, was sich in ihren Geschäften gut verkaufen ließe. In der Garage meiner Urgroßeltern stand ein Herd, auf dem sie in riesigen Töpfen Obst einkochten und als Konserven einweckten. Der Garten auf dem Hortwinkel gab einiges her, was seinen Weg zu Berliner Kunden fand. Besonders schöne Birnen und Äpfel wickelten Wilhelm und Marie in Apfelsinenpapier und verkauften sie in ihrem Kolonialwarenladen. Die weniger ansehnlichen Früchte landeten im Mischwarengeschäft. Doch der wirtschaftliche Niedergang zu Beginn der 1930er-Jahre brachte das Geschäft



Wilhelm Trischel (gest. 1943) und seine Frau, »Tante Mariechen« (gest. 1945)



Mein Urgroßvater August Richter (1854–1934)

in existenzielle Bedrängnis. Ich vermute, dass Wilhelm und Marie erleichtert waren, als die jüdischen Geschäfte schließen mussten. Seit Hitler an der Macht war, hieß es immer häufiger: »Kauft nicht bei Juden«.

Als Onkel Wilhelm 1941 an einem Herzschlag starb, übergab Tante Mariechen eines der Geschäfte ihrer Schwiegertochter. Die allerdings war ein Reinfall, machte schwarze Geschäfte und verschleuderte das Geld. Tante Mariechen schloss schließlich beide Geschäfte und zog nach Rüdersdorf.

Richard, jüngstes der drei Kinder meiner Urgroßeltern, war dunkelhaarig, stattlich gebaut und musikalisch. Eine Gabe, die er wohl von seinem Vater, dem vermeintlichen »Buur Trischel«, geerbt hatte. Ein Lehrer, der sein Talent erkannte, brachte Richard das Geigespielen bei, sodass er die singenden Schüler im Religionsunterricht begleiten konnte. Dafür übte er gern und drück-



Mein Großvater Richard Otto August Richter (1884–1970)

te sich vor der Gartenarbeit. »Der Richard hat sich wohl wieder mit seiner Geige versteckt«, hieß es dann. Oma Hedwig erzählte gern, wie ihr junger Bruder mit seinen Nichten das Tanzen übte. Dazu stellten sich meine Mutter oder Tante Grete einzeln auf seine Füße und er tanzte mit ihnen quer durch die Stube.

Wie sein älterer Bruder Wilhelm ließ auch Richard sich zum Kaufmann ausbilden. Als er im Juli 1914 für die »gerechte Sache« des Kaisers Wilhelm II. in den Krieg zog, werden seine Eltern wie die meisten Zeitgenossen begeistert und stolz auf ihren Sohn gewesen sein. »Wenn die Blätter fallen, seid ihr wieder zu Hause«, versprach der Kaiser. Doch Richard fiel am 24. Mai 1915 an der Ostfront. Er wurde nur 21 Jahre alt. Als die Todesnachricht meine Urgroßeltern erreichte, nahm Anna das Kaiserbild von der Wand, schmiss es zu Boden und zertrat es mit beiden Füßen. »Deine Söhne leben und mein Richard ist tot!«, schrie sie.

Ab diesem Tag war es vorbei mit ihrer Kaisertreue. Der Tod Richards war eine Schlüsselerfahrung, die die Ablehnung jeder Art von Krieg in unserer Familie begründete. »Im Krieg gewinnen nur die Obrigen. Die kleinen Leute verlieren alles«, begriff Anna.

Annas Tochter Hedwig, meine Großmutter, und mein Großvater, der ebenfalls Richard hieß, begegneten sich zum ersten Mal auf einem Bergfest im Jahre 1903. Ihre Familien waren schon länger miteinander bekannt. Richard Richter, zwei Jahre älter als Hedwig, lebte mit seinen beiden Brüdern und seinen Eltern in Tasdorf. Die Richters waren einfache, unermüdlich schaffende Leute. Trotzdem war das Geld knapp. Seine Mutter Auguste, eine große, dunkelhaarige Frau, arbeitete beim Gärtner, übernahm für andere das Wäschewaschen oder Handarbeiten und holte Brennholz aus Strausberg, das sie mit einer Kiepe bis nach Tasdorf schleppte. Richards Vater August war ein stiller, fleißiger Mann, der sich ohne Ausbildung in der Zementfabrik vom Hilfsarbeiter bis zum Vorarbeiter hochgearbeitet hatte. Richard hatte Gerichtsschreiber werden wollen. Doch seine Eltern konnten das Lehrgeld nicht zahlen, deswegen arbeitete er als Maurer.

Mit der Hochzeit ließen sich Hedwig und Richard Zeit, auf die übliche Verlobung verzichteten sie. Am 13. Oktober 1906, an einem wunderschönen, sonnigen Herbsttag, feierten sie mit der Familie in der Kurfürstenstraße auf dem Hortwinkel ihre Hochzeit. Noch 1966, anlässlich ihrer Diamantenen Hochzeit, erinnerte sich meine Großmutter mit Freude daran.

Der Brautvater wollte seine Familie um sich haben. »Wenn ich von der Arbeit nach Hause komme, möchte ich, dass meine Tochter aus dem Fenster schaut und kein Fremder«, soll Großvater Friedrich gesagt haben. Also bezog das junge Paar eine Wohnung im Haus meiner Urgroßeltern und gründete eine Familie. Dazu gehörten vier Kinder: Margarete (Grete), meine Mutter Herta, Kurt und Nachzüglerin Else.

Kurt verstarb im Alter von neun Monaten. Doch auch mit drei Kindern wurde es bald eng. Die geschäftstüchtige Anna und ihr ältester Sohn Wilhelm ersannen eine Lösung. Meine Urgroßeltern überschrieben das Haus Wilhelm und wohnten



Das Haus, das meine Großeltern Hedwig und Richard Richter erbauten und 1922 bezogen: (von links nach rechts) Uroma Anna, das kleine Mädchen mit der Schleife könnte Tante Grete sein, der kleine Junge vielleicht Wolfgang Trischel, der Buur Trischel, in der Tür Opa und Oma Richter, zwei mir unbekannte Personen, Wilhelm Trischel.



Tante Mariechen und Onkel Wilhelm kamen an den Sonntagen oft zu Besuch nach Rüdersdorf. In der Mitte steht Tante Else.

weiterhin im Altenteil. Wilhelm zahlte seine Schwester Hedwig aus, sodass meine Großeltern mit dem Geld das brachliegende Nachbargrundstück erwerben und dort ein zweites Haus bauen konnten.

Die Zwanzigerjahre waren dafür denkbar schlecht geeignet: Die Inflation wütete und fraß alle Ersparnisse auf. Die Preise stiegen fast minütlich, Lebensmittel und Baustoffe waren knapp und der Schwarzmarkt florierte. Mit einem Handwagen schaffte meine Oma Karren für Karren Sand von einer nahe gelegenen Kiesgrube herbei. Wunderte ich mich später über die unterschiedlichen Fenster und Türen am Haus, erklärte mein Opa, dass er, wenn er beim Tischler Fenster und Türen für einen bestimmten Preis bestellt hatte und sie zu einem bestimmten Termin abholte, schon einige Tausend Mark mehr zahlen musste. So war er gezwungen, gebrauchte Türen und Fenster zu organisieren, damit der Bau fertig wurde. »Das Haus hat uns Milliarden gekostet«, klagte Großmutter manchmal. Während der Bauphase bangten Hedwig und Richard mehr als einmal, ihr Wunsch nach einem

eigenen Haus werde scheitern. Doch mit vereinten Kräften und der Unterstützung der Familie gelang es, das Haus fertigzustellen und 1922 samt der drei Kinder zu beziehen. Noch heute ist das »Anno 1922« an der Fassade zu lesen.

Opa Richards Vater August hinkte seit einem Unfall in der Kalkgrube. Er soll sein Bein am Kalk verbrannt haben. Die Arbeitsbedingungen waren katastrophal, Arbeitskleidung gab es nicht, die Arbeiter trugen schlechte Schuhe, manche gar keine. Häufig mussten sie sogar ihr Handwerkszeug selbst mitbringen. August arbeitete zwölf Stunden täglich, von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Auch samstags. Er bekam zwei Stunden Mittagspause, musste aber am Arbeitsplatz bleiben.

Trotz seiner Verletzung half August der jungen Familie meiner Großeltern, wo er konnte. Richard schwärmte von seinem stillen und fleißigen Vater. Als dessen Frau Auguste starb, holten Hedwig und Richard ihn auf den Hortwinkel. Zwölf Jahre, bis zu seinem Tod 1934, lebten sie dort zusammen.

Die Familie wohnte in den zwei Häusern auf dem Hortwinkel fortan eng beisammen. Wenn jemand auszog, dann meist nur ein paar Häuser weiter. In dieser Familienklave wuchsen meine Großmutter, ihre zwei Brüder und ihre Pflegeschwester Marta auf. Hier kamen meine Mutter und ihre Schwestern zur Welt. Hier spielten über Generationen die Kinder im Garten, während die Erwachsenen bei Kaffee und Kuchen diskutierten und ihre Pläne beratschlagten. Hier wurden Taufen, Konfirmationen und Hochzeiten gefeiert. So wurden die Häuser von 1900 und 1922 zu einem Herzstück unserer Familiengeschichte.

Unter den Augen des Generals

Nie gab es einen Zaun, der die beiden Häuser trennte. Die Wiese vor ihnen war im Sommer mit blühender Kamille übersät. Garten und Obstbäume wurden gehegt und gepflegt. Die Früchte dieser Arbeit waren für das Auskommen der Familie wichtig.

In den Zwanzigerjahren vermaß und begradigte Thyssen für das Katasteramt die Grundstücke, was der Familie einen zusätzlichen Streifen Land direkt am Wald einbrachte. Diesen Acker bestellte zunächst meine Großmutter, später meine Mutter. Sie bauten Kartoffeln und Getreide an, die im Schutz des Waldes prächtig gediehen. Die Ernte half ihnen, die Lebensmittelknappheit während der Weltwirtschaftskrise ohne Hunger zu überstehen.

Opa Richard arbeitete bis zur Rente als Maurer im Zementwerk. Meine Urgroßmutter Anna blieb sparsam und geschäftstüchtig bis ins hohe Alter. Sie regierte und organisierte den Haushalt, weshalb Kinder und Enkelkinder ihr den Spitznamen »der General« gaben. Obwohl der Weg vom Hortwinkel weit und hügelig war, ging Anna gern zum Markt nach Kalkberge. Sie schnallte sich ihre Kiepe um und zog los. Manch ein Ladeninhaber fürchtete ihre Einkaufstouren, denn mit großem Geschick handelte sie die Preise herunter. Anna nahm sich vor, nie mehr als einen Taler auf dem Markt auszugeben, und daran hielt sie sich. Ein Taler entsprach drei Reichsmark. Ein Geschäftsinhaber gestand einmal, dass er die Preise seiner Waren gleich etwas höher angab, wenn Anna Trischel kam, denn er wusste, sie würde ihn herunterhandeln.

Brach die Pflaumenzeit an, packte sie die Früchte in Tütchen und ging zum Fußballplatz am Waldrand, um sie zu verkaufen. Verschenken kam ihr nicht in den Sinn. »Lieber einen Taler mehr im Portemonnaie für den nächsten Tag«, pflegte sie zu sagen. Meine Mutter erzählte, dass sie und ihre Schwestern sich dafür geschämt hätten.



*Das Foto mit meiner jungen Mutter am Tisch sah ich als Kind mit anderen Augen:
Das vor ihr aufgeschlagene Buch deutete ich als ausgerollten Kuchenteig.*

Meine Urgroßmutter bestimmte unter anderem, wie die Aussteuer ihrer Enkelinnen zu organisieren war, als diese ins heiratsfähige Alter kamen. Zum Leidwesen meiner Mutter und ihrer Schwestern wurde keine fertige Bettwäsche gekauft. Stattdessen erwarb Anna preiswert Leinwand als Meterware, nicht ohne vorher fachmännisch die Qualität der Stoffe geprüft zu haben. Sie war schließlich vom Fach. Je feiner und dichter die Fäden, desto höher die Qualität. Aus der Meterware fertigte sie Bettwäsche, Hand- oder Tischtücher mit dazu passenden Servietten selbst. So, wie sie es in Schlesien gelernt hatte.

Bis zu ihrem Tod lebten Anna und Friedrich inmitten ihrer wachsenden Familie. Die zwei oberen Wohnungen des älteren Hauses waren vermietet, unten wohnte Tante Marta mit ihrem Mann Fritz und Tochter Erika. 1933 baute Onkel Wilhelm das



Meine Mutter und ihre beiden Schwestern. Herta, Else und Grete (von links nach rechts) blieben ein Leben lang eng miteinander verbunden, etwa 1927.

Haus aufwendig um. Eine Garage wurde errichtet und eine Auffahrt entstand. 1934 feierten Anna und Friedrich Trischel auf dem Hortwinkel ihre Goldene Hochzeit.

In dieser Geborgenheit wuchs meine Mutter mit ihren Schwestern auf. Zeitlebens pflegte sie eine enge Verbindung zu Grete und Else. 1922, als meine Großeltern das zweite Rüdersdorfer Haus bezogen, war Grete fünfzehn, meine Mutter vierzehn und Else zwei Jahre alt. Die Einsegnung meiner Mutter fand schon an der neuen Adresse statt. Im Anschluss daran begann sie, wie ein Jahr zuvor Grete, eine Lehre in einer Schneiderei in Kalkberge. Beide arbeiteten nach Abschluss ihrer Lehre bei WEGENA und fuhren montags bis samstags nach Berlin, um Miederwaren zu fertigen.

Als sie alt genug waren, um tanzen zu gehen, besuchten sie gern die Gaststätte »Zademack«. Hier hatte Opa Richard in sei-

ner Jugend bei Tanzveranstaltungen mit seinem Radverein Kunststücke dargeboten. Oma schwärmte davon, wie er auf dem Fahrradlenker gestanden oder auf dem Vorderrad balanciert und einen Handstand ausgeführt hatte, oder mit verbundenen Augen und ohne Hände am Lenker rückwärtsgefahren war.

Ebendort bei »Zademack« sollte meine Mutter Ende der 1920er-Jahre einen Mann mit gänzlich anderen kulturellen Wurzeln treffen. Meinen Vater, Franz Kucharzewski.

Ein ungleiches Paar

Zusammen mit anderen jungen Männern schwärmte Franz Kucharzewski von Herzfelde in die Nachbardörfer aus, um sich beim Tanz zu vergnügen und auf Brautschau zu gehen. Er wusste nicht, sollte er die Joppe über den Anzug ziehen – dann schwitzte er auf dem Weg. Trug er nur den Anzug, fror er. Einen Mantel jedoch konnte er sich nicht leisten, was ihn etwas befangen machte. Auch musste er sich zu Fuß auf den Weg machen, denn ein Fahrrad besaß er ebenso wenig. Schüchtern aber war er nicht. Als bei »Zademack« die Kapelle aufspielte, forderte er meine Mutter zum Tanz auf. Sie sah sicher fesch aus. Als Erste in der Familie hatte sie sich die langen Zöpfe abschneiden lassen und trug einen Bubikopf – eine kleine Revolution. Auf den Fotos trägt sie moderne Charleston-Kleider, die sie sich in Berlin kaufte, wenn sie von der Arbeit kam oder Tante Mariechen besuchte. Vielleicht trug sie auch schon die Bernsteinkette mit Schraubverschluss, die ich als Kind an ihr bewunderte.

Was Herta an Franz faszinierte, bleibt ein Geheimnis. Während sie in »besseren Kreisen« einer Rüdersdorfer Großfamilie von Selbstständigen und Kaufleuten aufgewachsen war, kam Franz aus ärmlichen Verhältnissen. Wahrscheinlich aus politischen Gründen war sein Vater Willi um 1900 aus den Masuren nach Brandenburg übergesiedelt, wo er als Maurer Arbeit gefunden hatte. Er und seine Frau ließen sich in Herzfelde nieder und bekamen drei Kinder. Franz wurde 1906 geboren, es folgten Johanna – von uns später Tante Hannchen genannt – und noch ein Willi. Später zog die Familie nach Rüdersdorf-Tasdorf.

Menschen polnischer Abstammung wurden gern als »Ostvolk« abgewertet. Weil Franz' Vater gebrochen Deutsch sprach, machten sich die Arbeiter über ihn lustig. Auf einer Baustelle übersetzte er einmal »Fledermaus« mit »Mausevogel« – zum Spott der Kollegen. Wenn nach Herrn Kucharzewski gefragt wurde, hieß es: »Ach Sie meinen ›Herrn Mausevogel!‹« Um Anerkennung zu erheischen, kehrte Willi nach Feierabend gern in